

Redaktion, Administration, Druckerei
 L. Kolowratring, Fichtegasse Nr. 11.
 Telefon-Nummern: Redaktion 379, 465, 1806,
 Administration 9499, Inseratenabteilung 1088.
 Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und
 Manuskripte in keinem Falle zurückgeschickt.

Ankündigungs-Bureau:
 L. Wollzeile 20, Tel. Nr. 9789; Inserationspreise
 nach Tarif. Ausserdem übernehmen Inserate alle
 Inseraten-Bureaux des In- und Auslandes.

Abonnement für Wien und das Inland:
 Zwei Abholer im Hauptverlage: L. Woll-
 zeile Nr. 20, Tel. 9789, oder von der
 Administration: L. Fichtegasse 11. ... K 3500.—
 Zum Abholen in den Trafiken und anderen
 Wiener Verschleißstellen ... K 3500.—
 Bei täglicher Postversendung für Wien K 3600.—
 Bei täglich einmaliger Versendung in die
 Provinz (Nr. 334 der österr. Zeitungsliste) K 3500.—
 Bei täglich zweimaliger Versendung in die
 Provinz (Nr. 333 der österr. Zeitungsliste) K 3550.—

Einzelverkaufspreise:
 Morgenblatt oder Nachmittagsblatt am Montag und
 nach zwei Feiertagen K. 120.—, Abendblatt K. 40.—
 Für die an Agenten, Ansträger oder Verschleiss
 bezahlten Beiträge leisten wir keine Garantie.

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Postspesenkonten mit:
 Wien.....Nr. 28.020 | Agram.....Nr. 60.070
 Prag.....Nr. 28.020 | Laibach.....Nr. 20.202
 Budapest...Nr. 29.356 | Sarajewo...Nr. 7.042
 Warschau...Nr. 190.175.

Konto bei der Deutschen Bank, Abt. Ageland 1 b,
 Berlin W 8, der Schweizerischen Kreditanstalt,
 Zürich, der Banca Commerciale Triestina, Triest, und
 der Banca Marmaroch, Bank & Co., Bukarest.

Abonnement für das Ausland:
 Monatlich:
 Mit Postversendung täglich ein- mal zwei- mal

Czecho-Slowakei	Ö. K.	25.—	32.—
Ungarn	Ö. K.	20.—	26.—
Jugoslawien	Dinar	30.—	32.—
Deutschland	Mark	70.—	—
Polen	Poln. Mark	1000.—	—
Frankreich	Francs	8.—	—
Italien	Lira	10.—	—
Bulgarien	Leva	50.—	—
Rumänien	Lei	50.—	—
Schweiz und alle übrigen Staaten des Weltpostvereins	Schweiz. Francs	6.—	—

Bei den Postämtern (vierteljährlich):
 Deutschland 335 Mk., 48 Pf., Schweiz 16 Fr.
 55 Cts., Holland 63 Gld., Schweden 32 Kr.
 30 Örs., Norwegen 16 Kr., 46 Örs., Dänemark
 17 Kr., 42 Örs., Finnland 106 Ann. M. 27 Fl.,
 Belgien Fr. 15.96, Italien L. 14.47, Rumä-
 nien Fr. 16.90, Bulgarien Fr. 15.65.

Nr. 20779

Wien, Donnerstag, den 6. Juli

1922.

Der Eintritt der Unabhän- gigen in die Regierung unwahrscheinlich.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Berlin, 5. Juli.
 Der Eintritt der unabhängigen Sozialisten in die Regierung stößt auf Schwierigkeiten. Die bürgerlichen Parteien haben mancherlei Bedenken gegen den Eintritt der Unabhängigen in die Regierung. Zunächst hat sich die demokratische Partei an die deutsche Volkspartei, die bekanntlich außerhalb der Regierungskoalition steht, mit der Frage gewandt, ob sie bereit sein würde, zusammen mit den Unabhängigen in die Regierung einzutreten. Die deutsche Volkspartei hat sich über diese Frage noch nicht schlüssig gemacht. Wie aber heute mit Bestimmtheit im Reichstag verlautet, wird sie die Frage verneinend beantworten. Das schafft insofern eine Erleichterung der Situation, als die Mehrheitssozialisten, wenn die Volkspartei sich bereit erklärt hätte, in die Regierung einzutreten, entschlossen gewesen wären, ihren Minister aus der Regierung abzurufen, um auf diese Weise eine Regierungskrise und die Auflösung des Reichstages herbeizuführen. Nunmehr ist anzunehmen, daß wahrscheinlich weder die deutsche Volkspartei noch die unabhängigen Sozialisten in die Regierung eintreten werden, und daß es bei der gegenwärtigen Regierungskoalition bleiben wird.

Es kommt dazu, daß auch von auswärtigen, der deutschen Regierung freundlich gesinnten Regierungen Bedenken gegen den Eintritt der unabhängigen Sozialisten in die deutsche Regierung geäußert worden sind. Namentlich Amerika soll vor einer Aufnahme radikal-sozialistischer Mitglieder in die deutsche Regierung eindringlich gewarnt haben.

Das Attentat gegen Harden das Werk einer Mordorganisation in Oldenburg.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Berlin, 5. Juli.
 Der verhaftete Mörder Reichardt hat eingestanden, daß die Hintermänner, die mit zu der Verschwörung gegen Harden zu zählen sind, in Oldenburg wohnen. Auch die Namen sind bekannt geworden.

Daranshin sind Beamte der politischen Polizei im Flugzeuge nach Oldenburg entsandt worden und haben im Laufe des Tages dort Verhaftungen vorgenommen. Ueber die Anzahl der Verhaftungen und die Namen der Festgenommenen wird vorläufig im Interesse der weiteren Untersuchung Stillschweigen bewahrt. Es verlautet aber, daß eine Verschwörerorganisation in engsten Beziehungen zu der bereits aufgedeckten Hamburger Organisation steht, die wieder zu der großen Organisation C, deren Sitz in München ist, gerechnet werden muß.

Waffenkredung der Aufständischen in Dublin. 56 Tote, 230 Verwundete.

Dublin, 5. Juli.
 Um 4 Uhr nachmittags ging der Kampf zu Ende. In diesem Augenblick brannten zehn Häuser in der O'Connell-Street, darunter drei Hotels. Die Irregulären leisteten noch im Hotel Granville Widerstand. Sie schossen aus allen Fenstern, während zu beiden Seiten Flammen aufschossen. In den ersten Nachmittagsstunden haben die regulären Truppen Bomben in das Hotel O'Connell geworfen, gegen das auch ein Panzerauto das Feuer seiner Maschinengewehre richtete. Man vernahm in diesem Augenblick eine starke Explosion und bemerkte dichten Rauch. Um 3 Uhr ergaben sich die letzten fünf Verteidiger des Hotels.

Der vorläufigen irischen Regierung wurden von verschiedenen Seiten Mißsanerheiten gemacht. Sie beschloß, morgen einen Aufruf zu den Waffen an das ganze Land zu erlassen.

Die regulären Truppen sind Herren der Lage, außer in einem kleinen Teil der Stadt, die noch von den Aufständischen besetzt ist. Der Sachschaden im Innern von Dublin ist bedeutend. Man zählt 58 Tote und 230 Verwundete, meist Zivilisten. Die regulären Truppen haben einen wichtigen Befestigungspunkt der irregulären Willmount-Drogbede zerstört. Es ist kein weiterer Zusammenstoß im ganzen Lande zu verzeichnen. Die britischen Truppen haben an den Kämpfen nicht teilgenommen und werden nicht daran teilnehmen.

Wird die innere Anleihe helfen? Die Forderung der Industrie und der Handelskammern.

Wien, 5. Juli.

Die innere Anleihe wird helfen, wenn Oesterreich noch geholfen werden kann. Es gibt keine vereinzelt Maßnahme, die an und für sich imstande wäre, die Heilung zu bringen. Man vermag einen verzeuhten Körper nicht zu kräftigen, indem man einzig seine Lunge oder sein Herz behandelt. Von allen Seiten und durch alle Mittel, durch das Zusammenströmen aller Gesundheitsquellen, durch Unterstützung von außen, durch Energie des Lebenswillens und vor allen Dingen auch durch die Verbesserung der Weltwirtschaft als Ganzes, nur durch die Synthese, nur durch die Zusammenfassung aller Möglichkeiten können wir in die Höhe gelangen. Die Industrie und die Handelskammern haben heute ein energisches Wort gesprochen, um klarzustellen, daß wieder einmal die Hauptlast auf ihre Schultern fällt und daß diese nur allzu geduldige Melancholie ihr Bestes geben muß und am härtesten getroffen wird. Warum wird den Bauern gestattet, ein Vielfaches der Grundsteuer zu bezahlen, während die Industrie sieben Prozent ihres Aktienkapitals nach dem Kurswert zu zeichnen hat? Warum wird nicht auch in diesem Falle die gleiche Berechnungsart verwendet wie bei dem Landbesitz und bei den Gebäuden? Die Industrie und die Kaufleute sollen etwa hundertfünfzig Milliarden bezahlen, in einer Zeit empfindlicher Geldknappheit, gewaltiger Verschuldung, in einer Zeit, da die kommerziellen Ansprüche an die Oesterreichisch-ungarische Bank schon hundertzwanzig Milliarden betragen und der Zwangsindex die Lohnverträge verschärft. Wer könnte nicht verstehen, daß die Industrie, daß die Handelskammern verlangen, wenn sie hören, daß eine bedeutende Papierfabrik mit einem Kapital von weit unter hundert Millionen eintreibend Milliarden Anleihe zu zeichnen hätte und daß eine Zementfabrik mit einem Kapital, das nicht einmal zwanzig Millionen beträgt, nicht weniger als dreihundertzwanzig Millionen erlegen muß: erlegen, gewiß, so wird man mit Recht antworten, nicht als Steuer, sondern zur Anschaffung eines hochverzinslichen Papiers und nicht auf einmal, sondern in mehrmonatlichen Raten. Aber schließlich sind es doch Summen, die den Geldmarkt auf die härteste Probe stellen und nur mit äußerster Schwierigkeit von den mittleren und kleineren Unternehmungen geleistet werden. Unzulänglich sind die Vorschriften über die Zwangsanleihe bei der allgemeinen Erwerbsteuer. Die Erwerbsteuer des Jahres 1920 ist noch nicht einmal bei allen Steuerträgern durchgeführt, und außerdem würden bei der Berechnung für das laufende Jahr Beträge herauskommen, deren Zahlung überhaupt nicht denkbar wäre.

Es sind wichtige und legitime Ansprüche, die von den Industriellen gestellt wurden, und es ist die ernste Verpflichtung der Regierung, ihnen größtes Gehör zu schenken, alle möglichen Milderungen zu gestatten und insbesondere den ohnehin schon verbettelten Gebäudebesitz vor dem Zusammenbrachen zu bewahren. Unbedingt muß das Gesetz über die Anleihe bestimmen — das ist eine Forderung, die niemand ungerecht wird finden können

— daß Veräußerungsgewinne, entstanden dadurch, daß jemand Papiere verkauft, um Anleihe zu zeichnen, nicht besteuert werden dürfen, genau so, wie dies bei der Vermögensabgabe gestattet wurde. Ebenso muß die Regierung die Sparkassen befreien, die den gleichen Rang einnehmen wie die anderen gemeinnützigen Unternehmungen, ebenso die Stiftungen, die zum größten Teil passiv sind und eher bedürftig der Unterstützung als fähig, noch weitere Gewichte auf sich zu nehmen. Wir würden es befürworten, daß die Titres mit einem mäßigen Prozentsatz lombardiert werden können, worüber jede Vorschrift in der Vorlage mangelt. Die Bedenken sind sicher gerechtfertigt, daß dadurch wie bei den Kriegsanleihen von neuem Inflation entstehen würde. Aber ein gewisser Grad der Elastizität muß gewahrt bleiben, die Rücksicht bei dringenden Notständen und wenn wir erfahren, daß die englische Regierung sich in einer einzigen Woche nicht weniger als vierzig Millionen Pfund, ein Betrag, der in Kronen schon in die Billion hineingreift, von der Bank von England ausgeliehen hat, dann kann erlassen werden, wie drängend die Geldbedürfnisse sich gestalten und wie gefährlich es wäre, die Steifheit zu weit zu treiben.

Die Handelskammern und die Industriellen haben jedoch trotz der stärksten Kritik, trotz heftigen Widerspruchs die Zeichnung der Anleihe nicht abgelehnt. Jeder muß mit ganzer Gewalt danach streben, die Vorlage zu verbessern und ihre Härten abzuschleifen. Aber niemand kann nein sagen, wenn der Staat in seiner äußersten Not und mit der letzten Hoffnung, kreditwürdig zu werden, an den Einzelnen herantritt. Niemand kann ferner leugnen, daß bei den augenblicklichen Valutenkursen die Zahlungen in österreichischen Kronen leichter werden und daß eine Milliarde in unserem Gelde leider nur etwas mehr als zwei Millionen czechischer Kronen bedeutet. Ebensovienig kann gelehrt werden, daß, wie wir bereits hervorgehoben haben, die innere Anleihe mit Ausnahme der Erparnis das einzige volkswirtschaftliche Mittel ist, um dem Staate Geld zu schaffen, ohne daß Erhöhungen das Signal zur Teuerungslawine geben, wodurch indirekt auch die Selbstkosten der Industrie und aller Erwerbenden sich ins Ungeheure steigern. Welches andere Mittel außer der inneren Anleihe kann überhaupt vorgeschlagen werden, um dem Staate praktisch, unmittelbar und wirksam zu dienen. Denken wir uns einen Minister, der auch diese vierhundert Milliarden in die Erhöhungen hineinschleudert, der nach dem Faulenzer handelt, wie es seit drei Jahren angewendet wurde. Eine Wirtschaftskatastrophe unerhörter Art müßte die Folge sein, der gänzliche Ruin des Lebensstandards und die Schraube ohne Ende in wahnsinniger Bewegung.

Die Lösung von der Erhöhungspolitik, von dem widerstandslosen Ratiszieren der Geldentwertung muß die Parole werden. Nicht die Anpassung der Preise an den Geldwert, die Anpassung des Geldwertes an die Verbesserung der Wirtschaft, an die Stärkung unseres Arbeitswillens und unserer politischen und ökonomischen Energie, nur dieser Weg ist heute gangbar. Was überwältigt werden kann, ist staatsfinanziell wertlos, denn die Geldzeichen, die der Staat als höhere Einnahmen bucht, muß er von neuem in den Verkehr hinein-

Die 44. Fortsetzung des Romans „Münchenerinnen“ von Ludwig Thoma befindet sich auf Seite 14.

Feuilleton.

Das alte Wahre.

Von Hermann Vahr.

Wenn der deutsche Rezensent sich einmal einen guten Tag machen will und ein Buch gelten läßt, so glaubt er es sich aber schuldig, wenigstens einschränkend zu versichern, freilich dürfte der Autor sich deshalb nicht einbilden, uns mit neuen Erkenntnissen beglückt zu haben. Womit denn das Lob wieder misshändlich gemacht und das Buch dennoch glücklich abgetan ist. Denn der deutsche Leser teilt ja den Aberglauben des deutschen Rezensenten: den Aberglauben an die Wundermacht des Neuen. Wer aber könnte sich denn überhaupt jemals neuer Erkenntnisse rühmen dürfen? Im Nikolaus Cusanus stehen schon alle Gedanken der neueren Philosophie, und was im Nicolaus Cusanus steht, haben die Pythagoräer auch schon gewußt; sie wußten es aus Regypfen. Neu ist immer nur der Irrtum, den jede Zeit der alten Wahrheit beifügt. Irrtum scheint ein notwendiges Ingrediens, um Wahrheit schmuckhaft zu machen, und gar uns heute kommt es bei weitem mehr darauf an, daß sie schmückt, als ob sie wahr sei. Ja sie schmückt offenbar in ganz kleinen Dosen noch am besten, und um die Dosierung der Wahrheit mit Irrtum geht's

eigentlich ganz allein: was wir Geschichte der Philosophie nennen, ist im Grunde hauptsächlich eine Geschichte dieser Dosierungen. Die Philosophen rühren die Wahrheit immer wieder mit dem Löffel eines anderen Irrtums um: der Schaum, den das gibt, wird der Geist der Zeit geheißt. Die Weisen aber lächeln zu dem lauten Lärm und erinnern sich still des erlösenden Goethespruchs:

Das Wahre war schon längst gefunden,
 Hat edle Geisteskraft verbunden;
 Das alte Wahre, faß es an!

Alle Wissenschaft ist ein unablässig vergehlich erneuter Versuch, das ganze Geheimnis der Wahrheit, der wahren unabänderlichen einen Wahrheit anzufassen, und alle Kunst ist der ewige Versuch, uns die ganze Wahrheit enthüllt erscheinen zu lassen, so daß wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen greifen könnten, was bestimmt ist, unserer irdischen Vernunft unfaßlich zu bleiben. In den alten Zeiten finden wir darum den Künstler überall im Dienste der Priester; Kunst fängt überall als Mundstück des Glaubens an. In griechischen Urzeiten ist das Amt, das später der Dichter übernimmt, zunächst noch geteilt. Auf heiligen Bergen bricht aus tiefen Schlünden grauer Dampf hervor, die wilde Seherin betäubend, bis der schäumende Mund der zuckend Verzückten einen Schwall von Worten auswirft: das Orakel. Sie versteht es aber selber nicht, sie weiß es nicht zu deuten. Dazu muß erst der Priester gerufen werden, der Prophet, wie der genannt wird, dem zwar die Gabe versagt ist, selber Orakel zu empfangen, selber des Urstroms von Behändigungen teilhaft zu werden, dem aber dafür eine andere Kraft gegeben ist, die wieder der Seherin fehlt: sie

Diese Entwicklung d'Annunzios erscheint für den ersten Blick vielleicht etwas eigentümlich. Er, der eigentliche Vater des Faschismus, dessen früheres Bekenntnis die Schwungkraft der faschistischen Bewegung speiste und dessen humaner Abenteuer als die glorreichste Tat der Faschisten gerühmt wird, wandelt sich gerade heute, während sich der von ihm angeregte Faschismus im verzweifelten, blutigen Bruderkampf mit dem Sozialismus mißt, zum Sozialisten, und wer weiß, vielleicht noch weiter bis zu Lenin! Aber das ist nur scheinbar Verrat an seinen Prinzipien, nur scheinbar politische Unbeständigkeit! Die Wahrheit ist, sagen seine Anhänger, daß d'Annunzio auch heute unwandelbar und unberührt glühenden italienischen Nationalismus verkündet. Dieser sein Nationalismus aber kann nicht faschistisch dogmatisch erstarrten, sondern ist lebendiges Wesen, das stetig weiterstreitet in seiner Entwicklung. Er lehrt, daß die Größe des nationalen Gedankens in seiner Entwicklungsfähigkeit liegt. Wer dürfte heute übersehen, daß auf der ganzen Welt das soziale Gewissen erweckt ist? Wer kann das soziale Erwachen des italienischen Arbeiters bestreiten? Italien kann ohne Lösung der sozialen Frage nicht groß werden, und den Grundstein des künftigen, neuen Italien kann man nur durch die Verbindung der nationalen und der sozialen Forderungen legen. Die neue Hymne d'Annunzios ist das Loblied des italienischen Arbeiters. Unlängst erit trat der Dichter in die Organisation der „Lavoratori di Mare“ ein, die alle in der Seeschiffahrt beschäftigten Arbeiter umfaßt. Die Arbeiter, erzählt man, lieben ihn fanatisch, vergöttern ihn, weil niemand ihre Wünsche so versteht wie er. Er sei ihr bester Bruder und Freund. Sie vertrauen ihm und glauben an ihn. Lenin schrieb in einem Begrüßungstelegramm: d'Annunzio sei der größte italienische Revolutionär. Tschitschew fuhr aus Genua zu ihm, um seinen Worten zu lauschen. Die Führer der gemäßigten, rechtsstehenden Arbeiter Italiens betrachten ihn als ihren Freund.

Und die Faschisten, die er, oberflächlicher Betrachtung nach, im Stich gelassen hat, wie benehmen sie sich gegen ihn? Hier sehen wir etwas, das nur die außergewöhnliche, hinreichende Kraft einer großen Persönlichkeit zu erklären vermag. Auch die Faschisten, die mit den Sozialisten in bitterster Fehde leben, in einem Kampfe, der fast täglich Menschenopfer kostet, haben für d'Annunzio, obwohl er nun mit ihren Todfeinden zusammengeht, nur Bewunderung übrig. Für Hume und den Barozzisten werden sie ihm ewig Dank wissen. Seinem flammenden Patriotismus vertrauen sie blindlings, selbst wenn er wirklich Sozialist oder gar Kommunist werden sollte. Man mußte nur sehen, wie sich beide Parteien bei der Festvorstellung in Fiesoli benahmen, mußte dort gewesen sein, um die ganze besondere Stellung und Bedeutung dieses Mannes zu erkennen und zu verstehen. Als die Vorstellung zu Ende war, standen aus den bunten Reihen der Zuhörerschaft einige Reihen Arbeiter auf, die mit ihren schwierigen Händen im Takte klatschten. Das war die Sonderbegrißung durch die Arbeiterschaft. Raum war sie beendet, so erhob sich in einem anderen Teile des Zuschauerraumes eine Gruppe von Männern und Jünglingen mit schwarzen Hemden. Einer hob seine Hand und gleich darauf ertönte es aus hunderten und hunderten Kehlen: „Eja, eja, elala!“ Das ist der faschistische Kampfruf, der Ruf, den d'Annunzio seinerzeit den Soldaten mitgab und den die Faschisten später als ihren offiziellen Kampfruf übernahmen. Dann sangen sie ein kriegerisches, marsch-rhythmisches Lied: „Per d'Annunzio e Mussolini, eja eja, elala!“ Diese Demonstration der Faschisten war die Antwort auf die sozialistische Kundgebung und beides zusammen eine eigentümliche Art von Rede und Gegenrede.

Die Vorstellung war schon lange zu Ende. Wir aber blieben noch im Amphitheater. Auf den Hügeln und Höhen ließen sie d'Annunzio hochleben: Hier „Coviva d'Annunzio!“, dort „Eja! eja! elala!“ Es ging schon dem Abend zu, langsam wurde es dunkel, die ersten Sterne erglänzten am Himmel, da zogen wir langsam nach Florenz. Noch am Wege hörten wir die „Coviva!“ und „Eja! eja!“ verhallen. Auch auf der Landstraße ertönten die Rufe. Sie hörten sich an wie ein Rufen aus der Finsternis, in der heute das italienische Volk, in zwei feindliche Lager ge-

wir an den immer von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Epochen von „Sturm und Drang“ gewahrt, dieses an Epochen, die wir, ganz falsch, „klassizistisch“ zu nennen gewohnt sind. Der letzte „Sturm und Drang“ war der Impressionismus, überreich an Einfällen, denen er nur aber niemals Gestalt zu gebieten wußte. Was wir jetzt Expressionismus nennen, scheint eine tiefe Selbstbestimmung des Künstlers auf sein Amt: den Einfall, indem er ihn in die Schranken, indem er ihn zurechtweist, zu beherrschen durch Gestalt. Im Expressionismus scheint alles zur echten Kunst bereit, alles zum Empfang der Eingebung bereit, aber sie läßt bisher noch immer auf sich warten. Mit dem Fehln der Einfälle, die von jedem kleinen Impressionisten vergeblich wurden, könnte der Expressionismus, mit seiner hohen Einsicht ins Wesentliche der Kunst, mit seiner ungeduligen Bereitschaft zum gebührenden Empfang des Einfalls, zur tätigen Antwort auf den Einfall, zum gestaltenden Gegenstoß, mit seiner leidenschaftlichen Bildkraft die große Kunst wiederbringen. Doch er harret vergeblich, es fällt ihm nichts ein. Dem Impressionismus fehlte der Becher, dem Expressionismus fehlt der Wein.

Verstört aber wurden alle Bemühungen des Impressionismus, verstört werden alle Bemühungen des Expressionismus durch den Wahn, es handle sich in der Kunst darum, neu zu sein. Die Kunst ist alt und es handelt sich in der Kunst immer nur wieder um das Alte: einer Eingebung ihren Ausdruck zu geben. Und alle Kunstlehre kann dem Künstler nur immer wieder sagen: Das alte Wahre, faß es an!

Was ist die Welt anders als die unsichtbare Erscheinung Gottes, was ist Gott anders als die Unsichtbarkeit des Sichtbaren? Wer über dies dunkle, seltsam schillernde, leicht auch vom Rechten ableitende Wort des Cusaners nachsinn, wird es am ehesten auf die Kunst anwenden können. Denn eben an der Stelle, wo die Unsichtbarkeit ersichtlich zu werden scheint, an der Stelle der Umschaltung der Unsichtbarkeit in Erscheinung liegt der Raum der Kunst.

spalten, irrt und nach dem Führer schreit, der ihm leuchtend vorausschreiten soll. Was heute gärt und brodelt, ist noch chaotisch und schreit nach Form. Die aber kann ihm nur ein großer Führer durch seine Persönlichkeit verleihen. Ist d'Annunzio dieser Wegbereiter oder wird er sein Land bloß wieder in ein neues romantisches Abenteuer stürzen?

René Fülöp Miller.

**Das Gesetz zum Schutze der Republik.
Die Einbringung im Reichstag durch Reichsminister Dr. Köster.**

Telegramm unseres Korrespondenten.

Berlin, 5. Juli.

Im Reichstag fand heute die erste Lesung des Gesetzes zum Schutze der Republik statt. Der Minister des Innern Dr. Köster brachte den Gesetzentwurf ein und ersuchte um dessen beschleunigte Verabschiedung. Er sagte:

„Wir brauchen dauernde Maßnahmen, durch die wir jenen Sumpfboden offenlegen, entwässern und sanieren können, aus dem die Ermordung Mathenaus herausgewachsen ist, jenen Sumpfboden, aus dem nach dem Willen einer kleinen, aber feigen Mordbande neue Mordtaten, neue Erschütterungen hervorgehen sollen. Wir müssen endlich den Mut und die Verantwortung finden, das zu tun, was die Situation fordert, was das deutsche Volk vielleicht schon längst von seiner Regierung erwartet hatte. (Sehr richtig! links.) Wir wollen nicht warten, bis man der Republik den Hals abschnidet. (Sehr richtig! links.)“

Die Stellungnahme der Parteien.

Dann sprachen die Redner der einzelnen Parteien. Im Namen der Mehrheitssozialisten sprach der Abgeordnete Silberschmidt, der bekannte Gewerkschaftsführer. Es handelt sich, sagt er, bei diesem Gesetz um ein Werk der Verteidigung der deutschen Republik gegen dunkle Mächte, welche die alte monarchistische und militaristische Regierungsform und den alten Hoheitsstaat wieder aufleben lassen wollen. Die Republik hat bisher eine außerordentliche Langmut gezeigt. Wir freuen uns, daß es mit dieser Langmut nun zu Ende ist. Wenn die Gegner der Republik ihren Anhängern, die den Kampf bisher nur mit geistigen Waffen führen wollten, immer von neuem beweisen, daß die brutale Gewalt in Uebung bleibt, dann sollen sie sich nicht wundern, wenn bei den Anhängern der Republik der Gedanke, daß geistige Waffen nicht mehr ausreichen, immer mehr an Boden gewinnt. Sollte diesmal der Reichstag versagen, dann hat er seine Existenzberechtigung verloren und dann wird nach dem Wunsche des Volkes dafür gesorgt werden müssen, daß Volkswille und Reichstag mehr miteinander in Einklang gebracht werden. (Beifall links.) Im Namen des Zentrums sprach der Abgeordnete Dr. Bell, der sagte: Unser Vaterland und unsere Reichsverfassung, die wir in schwerster Not geschaffen haben, dürfen wir nicht zum Opfer jener gewissenlosen Kreise werden lassen, denen Gift und Mord als Ersatz für sachliche Argumente dienen. Der Redner sprach dann die grundsätzliche Zustimmung seiner Fraktion zu dem Gesetzentwurf aus, die sich aber die Prüfung der einzelnen Bestimmungen vorbehielt.

Die Zustimmung der demokratischen Fraktion zu dem Gesetzentwurf sprach der Abgeordnete Petersen aus.

Der Sprecher der Deutschnationalen.

Dann hielt namens der Deutschnationalen der Abgeordnete Düringer, der frühere badiische Justizminister, der einer der maßvollsten Männer auf der Rechten ist, eine erstaunlich entgegenkommende Rede, in deren Einleitung er sogar anerkannte, daß die erschütternden Ereignisse der letzten Woche besondere Maßnahmen erfordern. „Die Aufdeckung einer geheimen Organisation“, sagte er weiter, „die vielleicht über ganz Deutschland sich erstreckt und den gewalttätigen Umsturz anzustreben scheint, die Entdeckung von Verschwörungen, die man wirklich als Mörderzentralen bezeichnen kann, diese furchtbaren und unerhörten Enthüllungen und das fluchwürdige Verbrechen selbst, dem einer der hervorragendsten deutschen Männer zum Opfer gefallen ist, machen ein sofortiges Einschreiten nötig.“ Im weiteren Verlaufe seiner Rede wandte sich der deutschnationale Abgeordnete dagegen, daß das Gesetz aus-

schließlich gegen rechts gerichtet sei. Die Verfassung werde auch von links bedroht. (Stürmische Zurufe der Kommunisten: Wir haben noch niemanden gemordet!) Ueberhaupt wird der deutschnationale Redner, trotzdem er sich offenbar bemüht, größte Mäßigung zu zeigen, vielfach von den Kommunisten unterbrochen. Mehrfach richten sich die Neuzerungen der äußersten Linken gegen Helfferich, der wieder seinen Platz auf der Rechten eingenommen hat. Der deutschnationale Redner sprach sich im weiteren Verlaufe seiner Rede erstaunlicher Weise sogar für die Verfassung aus, die trotz mancher Mängel doch immerhin die Möglichkeit zu einem friedlichen und erprießlichen Zusammenwirken bietet. Er schließt unter dem Hohngelächter der Linken mit der Aufforderung: „Alle, die mit mir auf dem Boden der Verfassung stehen, bitte ich, dieses Ausnahmsgesetz abzulehnen.“

Der unabhängige Sozialist Dr. Rosenfeld beginnt seine Rede mit den Worten: Jetzt ist die Schicksalsfrage gestellt: Monarchie oder Republik? Ich zweifle nicht daran, das deutsche Volk wird sich für die Republik entscheiden. Der Mord an Mathenau, sagt der Redner weiter, ist auf das Konto der Monarchie zu setzen. Der organisierte Mord ist ein Mittel, die Republik und ihre Vertreter zu bekämpfen, um sie womöglich unschädlich zu machen. Die Vorlage richtet sich gegen die Mörder Mathenaus und die Anstifter des Mordes in der deutschnationalen Mörderpartei.

Der Präsident rügt diesen Ausdruck als unparlamentarisch.

Abgeordneter Dr. Stresemann für die Ausrottung der Geheimorganisationen.

Dann hält Dr. Stresemann im Namen der deutschen Volkspartei eine Rede, die großen Eindruck macht. Er erklärt, die grundsätzliche Bereitschaft der deutschen Volkspartei, an dem Gesetzentwurf mitzuarbeiten. Sie bekennet sich zu der Ueberzeugung und Pflicht, an Maßnahmen zum Schutze der Verfassung mitzuarbeiten. Insbesondere ist die deutsche Volkspartei damit einverstanden, daß die für den Schutz der Republik getroffenen Maßnahmen Gesetz werden. Dr. Stresemann spricht dann über die Geheimorganisationen: Ich gehöre zu denen, die sie bis vor kurzem als Hirngespinnste angesehen und darüber gelacht haben, und muß nun mit tiefer Erschütterung feststellen, daß ich an dieser Auffassung nicht mehr festhalten kann, und daß diese Organisationen ausgerottet werden müssen. Er erwähnt dabei den Tod von Harden, wird aber durch Zurufe darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Gerücht nicht der Wahrheit entspricht. Dr. Stresemann wünscht, daß nicht die Frage gestellt wird, Monarchie oder Republik, sondern die Frage Staatsbejahung oder Staatsverneinung. Der Redner schließt mit der Mahnung, nicht durch innerpolitische Kämpfe das Bestehen des Reiches zu gefährden. Die Reichseinheit ist das wertvollste Aktivum, das wir nach dem Friedensschluß von Versailles noch haben. Der Staat ist nicht eine Parteiorganisation der Linken, sondern eine Organisation des ganzen Volkes. (Beifall rechts.)

Nach einer längeren Rede eines Kommunisten wird der Gesetzentwurf in später Abendstunde an den Ausschuss verwiesen.

Die Parteien der Linken wollen dem Gesetze dadurch eine Mehrheit sichern, daß sie die Auffassung bestreiten, es sei als eine Verfassungsänderung aufzufassen, wenn vielleicht auch einige bestehende Bestimmungen als verfassungswidrig gelten könnten, namentlich die, über die Ausweisung von Mitgliedern ehemals landesherrlicher Familien.

Feuerüberfall auf Arbeiter im Schlosse des Grafen Gneisenau.

Fünf Tote, zehn Verwundete.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Berlin, 5. Juli.

Aus Magdeburg wird gemeldet: Während der gestrigen Arbeiterdemonstration erschien ein Zug von Arbeitern auf dem Gute Sommerdchenburg, das dem Grafen Gneisenau gehört. Auf dem Gute war eine schwarz-weiß-rote Fahne ausgesteckt. Die Arbeiter sandten eine Deputation ab, um die Entfernung der schwarz-weiß-roten Fahne zu fordern. Die Deputation hatte kaum den Gutshof betreten, als sie vom Schlosse aus beschossen wurde. Zwei Schwerverletzte fielen. Die Menge strömte fluchtartig zurück. Vom Turm aus wurde auf die fliehenden Menschen gefeuert, wodurch zwei Männer verwundet und ein 13jähriger Junge getötet wurde.

Abends gegen 10 Uhr ging ein einzelner Arbeiter vom Schichtwechsel am Tor des Gutshofes vorbei, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Auf ihn wurde eine Handgranate geworfen, die ihn sofort tötete.

Inzwischen hatten sich die auf das furchtbarste erregten Arbeiter gesammelt. Ein Haufen von Arbeitern hatte von einem nahegelegenen Dorfe die Gewehre eines Schützenvereines geholt. Zwischen den Arbeitern und den Schützen des Schlosses entstand ein Gefecht, in dessen Verlaufe der Verwalter des Gutes und ein Flurschützerverwundet wurden. Auch auf seiten der Arbeiter fielen noch Verwundete und Tote.

Mittwoch früh erschien vor dem Schlosse ein Zug Bergarbeiter aus Helmstedt unter kommunistischer Führung. Die Schutzpolizei, die das Schloß bewachte, wurde entwaffnet. Sie war gegen die Uebermacht wehrlos. Mit den der Schutzpolizei abgenommenen Waffen wurde daraufhin von den Arbeitern der Gutshof gestürmt. Bis jetzt sind fünf Tote und über zehn Verwundete zu verzeichnen.

**MÖBELFABRIK
EMANUEL PACH'S NACHF.
Architekt
Otto Pach
WIEN VI.
MARIANILFERSTRASSE 99.
TELEFON 2353, 8915.
VORNEHME
UND BÜRGERLICHE
EINRICHTUNGSKUNST
STIL- UND LUXUSMÖBEL
BÜROMÖBEL, KLUBMÖBEL,
ANTIQUITÄTEN.**

pumpen, um die Personalkosten zu tragen. Wenn die Anleihe keinen anderen Vorteil hätte als diesen, daß sie nicht überwälzbar ist, so müßte sie schon deswegen jeder anderen Finanzpolitik vorgezogen werden. Die Volkswirtschaft wird natürlich nur gerettet, wenn sie Betriebs-einnahmen hat, die regelmäßig einfließen, stark genug, um die Ausgaben zu begleichen, und wenn die Produktion und die Zahlungsbilanz eine Stabilisierung des Geldwertes ermöglichen. Bis dieser Zustand erreicht ist, müssen wir uns an der Oberfläche halten, mit dem Gelschleier vor den Augen, der die innerste Wahrheit unserer ökonomischen Katastrophe verhüllt. Gelingt die innere Anleihe, wird die Zahlungsbilanz durch äußeren Kredit gestärkt, kommt endlich ein Plan zustande, wie Österreich überhaupt gerettet werden kann, dann wird auch dieses große Opfer Früchte tragen. Ist alle Anstrengung, alle Selbsthilfe vergeblich, dann können wir ruhig und mit gutem Gewissen die Flöte niederlegen und die Entente auffordern, selbst die Regierung zu ergreifen, damit sie endlich erkennt, was sie an uns verbrochen hat. Die innere Anleihe muß verbessert werden, aber ihre Annahme ist schon heute gesichert. Sie wird helfen, wenn überhaupt noch zu helfen ist.

Von d'Annunzio und dem kommenden Italien.
Volksejubel im Amphitheater von Fiesole.

Florenz, im Juni.

Ein dumpfer Sonntagnachmittag, Mainende. Im Auto rasen wir durch die Stadt, vom Domplatz, an wunderbaren Palästen vorbei, durch gewundene kleine Straßen hinaus, zwischen Blumengärten, vorüber an mohnblumenbedeckten Wiesen, hinauf gegen Fiesole. Bei jeder Biegung der Straße sieht man von einem immer höheren Punkte aus einen neuen Abschnitt der toskanischen Landschaft, die sich, je weiter und höher wir kommen, immer gewaltiger darstellt. Tief unten, im Schoß der Berge, die Stadt mit dem Campanile, die jetzt schon ganz weitgerückt zu sein scheint. Unglaublich schön ist alles und traumhaft wirkend. Oben, am Hauptplatz des Bergdörfchens, ein feiertägliches Bild. Am Piazza Momo da Fiesole stehen zu Hunderten, aneinandergedrückt, Autos und Equipagen und immer wieder kommen neue dazu. Auf den Landstraßen pilgern in großen Mengen Bürger, Soldaten, Arbeiter, Leute aus allen Bevölkerungsschichten, Frauen mit ihren Kindern, alle im Feiertagskleid. Das Ganze mutet an wie ein Kirchweihfest. Florenzens ganze Bevölkerung pilgert heute hierher, um Zeuge eines großen, festlichen Begebenisses zu werden. Das antike römische Amphitheater von Fiesole ist der Schauplatz. Hier wird unter freiem Himmel ein Stück d'Annunzios aufgeführt, des vollständigsten Dichters Italiens.

Niemand will da fern bleiben. Nicht nur aus den umliegenden Städten, sondern selbst aus Rom und von noch weiter gelegenen Orten sollen Menschen hierher gepilgert sein, um der Vorstellung beizuwohnen. Auf den halbkreisförmigen Bänken des Amphitheaters, das nur wenige Schritte vom Hauptplatz entfernt ist, sitzt dichtgedrängt die Menge. Tausende und aber Tausende, denen es nicht gegliedert ist, hineinzukommen und die nun vor dem Theater stehen, eilen rasch auf die umliegenden Hügel und Höhen, um von dort aus der Aufführung beizuwohnen. Im Amphitheater zu Fiesole wurde seit Kriegsausbruch nicht gespielt. Heute aber findet wieder die erste Vorstellung statt, was die Anziehung ungemein steigert. Ganz besonders feierlich aber wird der Anlaß dadurch, daß ein Stück d'Annunzios gegeben wird. Die Völkerverwallfahrt der Menge gilt ihm, von dem man, ohne Rücksicht auf eigene Parteinahme, die Erneuerung Italiens erwartet. Es geht auf fünf. Auf den Steinbänken des Amphitheaters, auf den Höhen und Hügeln der Umgebung, den herrlichen, natürlichen Galerien, herrscht feiertägliche Stille.

Trompetensignal: Die Vorstellung beginnt. Die Bühne wird unmittelbar von der Landschaft gebildet, die sich vor

dem halbkreisförmigen Amphitheater in die Ferne breitet: die malerischen Täler des Pratolino und des Mugno mit ihren lieblichen Höhenzügen, verstreuten Hütten, blühenden Gärten, lockenden Weinlauben und blumenüberfüllten Wiesen. Die Haupthandlung des Stückes spielt natürlich nur in dem kleinen Abschnitt vor dem Zuschauerraum, in einem Bauernhof, den eine halbkreisförmige Hecke umgibt. Das Halbrund des Bauernhofes rundet sich mit dem Zuschauerraum zum vollständigen Kreis. Aber die Abgrenzung um diese Stätte der Haupthandlung erweckt keinen Augenblick lang den Eindruck, als ob die Hecke um den Bauernhof auch zugleich das Schauspiel räumlich begrenze. Denn die Bühne und das Leben des Stückes sehen sich auch jenseits der Hecke fort: Auf den Hängen und Höhen, Gärten und Wiesen. Was sich hier unmittelbar vor uns abspielt, Handlung und Zwiegespräche, ist nur ein Teil des Gesamtschauspiels, der in den Bauernhof und seine Umgebung verlegte Teil des Ganzen, das wir trotz der Vorgänge auf der Bühne keine Sekunde aus den Augen verlieren. Während der Vorstellung sehen wir auf den Hängen, in den Gärten, auf Stegen und Wiesen das Leben des bäuerlichen Alltags: Ruhig werden die Herden, Glöcklein klingen gegeneinander, in den Gärten wird geharkt, in den Hütten auf den Höhen gehen Leute ein und aus, auf den Bergwegen wandelt feierlich eine Prozession; sie geht vor dem Bauernhof vorbei, man hört Glockengeläute, die Sonne sinkt, die Feldarbeiter kehren stetig weiter ab, ungestört und ohne zu stören, auf Feldern und Wiesen, in Gärten und auf den Höhen. Während sich im Bauernhof die Tragödie vor uns erfüllt, schaut man im Hintergrund das blutwarme Treiben der Menschen, und das erweckt in dieser seltamen Ganzheit ein wunderbares Gefühl.

Dieses Theater, dessen gesamte Requisiten, Dekorationen, dessen Hintergrund und Milieu die Natur selbst geliefert hat, dessen Statisten im tätigen Leben schaffen, wirkt so elementar, als ob man von hoher Warte aus das Durch-einandergewirte buntes Menschenschicksale unmittelbar erschauen dürfte. Das Drama selbst steht selbstverständlich in ständigem Wechselbezug mit dem Leben des Hintergrundes. Man sieht, wie die Darsteller, bevor sie die Bühne betreten, die Feldarbeit oder irgend eine Handlung im Hintergrunde verlassen und, zum Tor eintretend, in den Familienhof heimkehren. Wenn die Szene schließt, wenden sie sich, wie in Wirklichkeit, wieder ihrer Beschäftigung zu. Man sieht sie außerhalb des Stückes weiterarbeiten, weiterleben, weiterwirken. Wie hat man das Gefühl, daß, die da spielen, nur Schauspieler sind, unwirkliche Gestalten, die nur so lange leben, als ihre Szene sie belebt, von denen wir nicht wissen, wo sie weilen, bevor sie die Bühne betreten, was mit ihnen geschehen wird, wenn sie wieder abtreten. Hier erlebt man die vollkommene Illusion einer wahren Begebenheit, starkes, daseinerfülltes Leben.

Das Stück d'Annunzios, das man heute spielt, wirkt, als ob es unmittelbar für eine Naturbühne geschrieben worden wäre. Das Werk ist ein folkloristisches Drama, die Tragödie der Tochter Sorios, des Bauernzauberers. Es wurde vor zwanzig Jahren geschrieben. Die Anhänger d'Annunzios halten das Stück für eines seiner schönsten und größten Werke. Hier, auf dieser Naturbühne, wirkt die primitive Bauerntragödie noch eindringlicher. Der bestirrenden Melodie seiner Worte, diesem flammend heißen Pathos und der wunderbaren Farbenpracht seiner Bilder können sich selbst jene schwer verschließen, die sonst eine so sieden überhitzte Sprache ablehnen. Die Handlung ist einfach, aber mit festerem und stärkerem Griff geführt. Und diese gerade Linie zwingt vom ersten Augenblick an alle in ihren Bann. Was die Aufmerksamkeit des fremden Zuschauers aber noch weit mehr gefangen nimmt als die Handlung, ihn von der Sehenswürdigkeit dieser amphitheatralischen Vorführung, von der Farbenpracht der Sprache immer wieder ablenkt und alle Sinne des Zuschauers auf sich veranmert, das ist die unbeschreibliche Wirkung auf die Hörer. Italienische Zuschauer

antwornten leidenschaftlicher auf Theater, Melodie und Farbenpracht der Worte. Der tosende Beifall jedoch, den die heutige Festvorführung auslöst, hat selbst das übliche Maß italienischer Begeisterung weit übertroffen.

Schon vor Anfang des Stückes ertönen sich jubelnde Zurufe für d'Annunzio. Elegant gekleidete Frauen und Männer, Kleinbärtiger, Soldaten, Arbeiter, Alte und Junge, Kinder, die von ihren Eltern mitgenommen waren, sprangen von ihren Sigen auf und klatschten in ekstatischer Begeisterung: „Evviva d'Annunzio!“ Und von den Hängen und Hügeln, wo das überzählige Volk Platz genommen hatte, klang es wie ein riesiges Echo zurück, das sich dann wieder in den Bergen und in die blauende Weite fortspaltete. „Evviva d'Annunzio!“ Tausende Hüte und Taschentücher flatterten im Winde. Die Begeisterung wuchs mit jedem melodischen Worte, bei jeder neuen Szene, bis sie schließlich zu einem unbeschreiblichen, riesenhaften Beifallssturm wurde, wie ihn in anderen Ländern vielleicht nur Revolutionsmärsche, zündende politische Reden oder Kampfrufe zu erwecken vermöchten. Hier aber gab man nur das Hirtensstück eines Dichters und deklamirte Verse. Ein Schauspiel wurde gegeben, das schon vor zwanzig Jahren geschrieben worden war.

Wer aber Zeuge war dieser Sonntagnachmittagsvorstellung im Amphitheater zu Fiesole und die Begeisterung dieses Publikums erlebte, die sich trotz ihrer ungewöhnlichen Stärke zu Beginn des Stückes unausgesetzt bis zum ekstatischen, revolutionskampftartigen Beifallssturm steigerte, mußte spüren, daß dies alles mehr ist als literarisches Ereignis. Unzweifelhaft ist diese eigenartige Aeußerung dem Menschen aus dem Westen und Norden Europas unverständlich. Aber hier auf italienischer Erde, hier, wo noch überall der Geist der vielleicht stärksten menschlichen Lebensäußerung, der Geist der Renaissance ungebrochen waltet, hier wirkt alles natürlich und ist es verständlich. Wer dieses Volk sich begeistern sah, wer seine Geschichte, seine seelische Konstruktion kennt und versteht, weiß auch, wie hier Verse reich und nachhaltig wirken können. d'Annunzio aber, dieser Zaubermeister der Worte und ihrer geheimen Melodik, kennt sein schwärmendes Italien am besten. Seine humanen Ziele, seine Tagesbefehle, seine Reden und Urfrufe, alles war Vers, flammendes Bild eines Dichters — und das italienische Volk ging mit ihm.

Die römischen Berufspolitiker von heute haben größtenteils die westlichen politischen Methoden angenommen, die farb- und melodielose Politik ihrer Zeit. Das Volk jedoch, das das künftige Italien bildet, steht hinter dem Dichter. Gegenüber dem Monte Citorio mit seinen Berufspolitikern erhebt sich das Landhaus von Cardone mit seinem Eremiten! Von Cardone her erwarten viele das neue Lösungswort für dieses Volk, das sich heute in einem mühen, selbstzerfleischenden Bruderkampf windet. Wird dieses Wort Frieden bringen oder wird es den Riß noch erweitern, die Unruhe, das Bodeln der italienischen Erde noch verstärken? Wer weiß es? Eines aber ist unzweifelhaft: die von ihm angestimmte Melodie wird die Musik der italienischen Zukunft tragen.

Heute lebt der Dichter in stiller Zurückgezogenheit in der Einsamkeit Cardones. Hier und da kommen Nachrichten, daß er mit Sozialisten Verhandlungen führt, daß ihn leitende italienische Politiker Besuche abstatten, daß Tschischerin nach Cardone gefahren ist, um mit dem Dichter zu konzerieren. Die ihm nahestehenden, wollen wissen, daß er an einem neuen Werk arbeitet, das sein politisches Glaubensbekenntnis enthüllen soll. Dieses Werk soll den Titel „Il nuome del Futuro“ tragen und es wird das brennendste Problem der Gegenwart, die soziale Frage, behandeln. Denn der romanische Rationalheld Fiumes hat sich in seiner Zurückgezogenheit immer mehr der Idee des Sozialismus genähert und wenn der Kreis seines politischen Interesses bisher den italienischen Menschen umfaßte, so ist der Träger seines heutigen politischen Credos der arbeitende, werktätige Italiener.

kann den trüben Zustand nicht klären, die Betäubte kann den Sinn der Betäubungen nicht vernehmen, der Priester ist's, der auszusprechen weiß, was von der Seherin empfangen worden ist. Er bringt in das von ihr Erschaute nun erst den Sinn, er bringt das Orakel zur Bestimmung. Hypokrit wird er genannt, ein kritischer Interpret ist er, der Ordner, Deuter und Räuder der von bebenden Lippen taumelnder Verzückung erhobenen Schreie. Das Orakel der Griechen ist so sinnlos wie jedes Element. So braucht es, um gebraucht werden zu können, erst einen, der es zurecht macht. Darum wird der Prophet, der dies übernimmt, Poet genannt. Poet heißt Macher. Poet ist, wer aus Eingebungen, indem er Menschen-sinn in sie bringt, etwas Brauchbares macht. Poet ist, wer den Anhauch von Verzückungen für den menschlichen Gebrauch herzurichten weiß. Es müssen dann unter den Griechen entweder Seher, die zur Gabe der Verzückung auch noch die der Bestimmung hatten, erschienen sein oder Propheten, die sich zur angeborenen Kraft der Deutung auch noch die passive der Erleuchtung aneigneten, denn allmählich sehen wir die beiden Elemente der Weissagung mit einander verwachsen: das Gehör für den Zuruf der Eingebung trifft mit der Gewalt, nun den eigenen Sinn darauf antworten zu lassen, in derselben Person zusammen und was bisher Sibyllen und Propheten gemeinsam besorgten, übernimmt hinfort der Dichter allein. Sibylle nicht bloß, sondern auch gleich noch ihr Prophet in einer Person zu sein, das ist fortan die Sendung des griechischen Dichters, es ist den Griechen die Sendung der Kunst. Ihre Werke sind unerreicht an völligem Gleichgewicht von Eingebung und Ausdeutung, von Jubrand und Abwehr, von Mut und Damm: kein Anruf der Himmlischen, dem der griechische Dichter nicht gleich selber Rede steht, keine Frage von oben, der sein Herz nicht antwortet, kein Geschenk, das er nicht erwidert, indem er es sich aneignet durch die Tat, und wenn die Himmlischen schweigen, hat er Ehrfurcht und Hartz in Geduld, er ist niemals vorlaut. Noch bis in ihre letzten Entartungen hinein bewahrt sich die griechische Kunst den Sinn dafür, daß der Künstler selber nicht anfangen kann, daß er auf das Zeichen von oben

warten muß und daß ihm durch den „Einsfall“ ganz genau zugemessen ist, wie viel von seiner eigenen Kraft er aufwenden muß, aufwenden darf. Ein Werk hat nur dann das rechte Maß, wenn auf den „Einsfall“, auf diesen Ueberfall von oben, der Künstler antwortet mit einem Ausfall von ganz derselben Kraft. Alles zu können, was ihm der Einsfall abverlangt, ist das Geheimnis des echten Künstlers. Im vierzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes ist es ausgesprochen: „psallo to pneumatik, psallo kai to nu, ich will lobsingen mit dem Geiste, ich will auch lobsingen mit dem Verstand!“ Und wenn einer zwar Eingebungen hat, aber sie nicht auslegen, nicht gleich selber auch ihr Dolmetsch sein kann, der soll schweigen, rät ihm Paulus. In diesen Sätzen man käme mit ihnen zur Ordnung der Kunstgeschichte völlig aus. Im Briefwechsel mit Schiller und mit Zelter, in den Gesprächen Goethes, bei Hölderlin, Novalis und Kleist steht auch nicht mehr. Und in jedem Kunstwerke, dem dieser Name gebührt, steht es auch.

Licht ist weiß, bis es auf ein Dunkles stößt: gleich bricht dann die Welt der Farben daraus hervor. „Daß eine Grenze notwendig sei, um Farben hervorzubringen“, diesem Aperçu verdankt Goethe den Empfang seiner Farbenlehre. Einsfall gleicht dem Lichte. Auch er muß, um produktiv zu werden, erst auf einen Widerstand stoßen. Nur wenn Stoß der Eingebung und Gegenstoß des Eigensinns einander durchaus waghaken, entsteht die gewaltige Meeressille der ganz großen Kunst, in der wir uns oft, einen Atemzug lang, allen Drucks der Individualität frei glauben. Solcher völliger Ausgleich der beiden Kräfte, bei dem man nicht mehr sagen kann, ob Eingebung den Eigensinn des Künstlers aufgezehrt hat oder selber von ihm aufgezehrt worden ist, wo beide sich vernichten, um zusammen in ein Höheres einzugehen, wo der Künstler sich des Einsfalls ebenso stark bemächtigt, als der Einsfall den Künstler überwältigt, bringt sozusagen das verlorene Paradies wieder: im vollendeten Kunstwerk scheint die Trennung aufgehoben, zu der wir uns sonst immer verdammt, in die wir uns verbannt fühlen, und

das Merkretor unserer Einsamkeit springt auf. Denn das vollendete Kunstwerk läßt uns fühlen, es läßt uns mit Augen sehen und mit Händen greifen, daß der Künstler, von Eingebung überdrungen, sich ihrer erschreckenden Gewalt zu stellen, sich mit ihr zu messen, sie zu bestehen vermag durch eine Kraft in ihm selbst, der er so deutlich die göttliche Herkunft anmerkt als jenem Zuruf von oben: jedes echte Kunstwerk wirkt auf uns als ein Selbstgespräch Gottes, er ist es, der aufträgt, er, der darauf antwortet, er ist es, der im Einsfall auf den Künstler einpricht, und wieder ist es er, der durch das Werk aus dem Künstler zurückspricht und indem er sich widerspricht, sich eben damit erst völlig entspricht. Es liegt an mir, wenn dies etwas mysteriöses klingt, an meiner Unzulänglichkeit, aber wer's einmal erlebt hat, wird es schon verstehen, und wer es nicht selber erlebt hat, lernt es doch nie begreifen.

Künstler ist, wer Einfälle hat, dazu dann aber auch noch die Kraft, Einfällen zu begegnen, Einfällen etwas entgegenzusetzen, Grenzen zu setzen, einen Damm zu setzen: erst indem Einfälle auf Widerstand stoßen, an dem ihre Flut sich staut, erscheinen sie, es entsteht ein Kunstwerk, das vollkommen ist bei völlig gleichem Ausmaß der beiden Kräfte. Ja man kann sagen, daß das vollkommene Kunstwerk nur in dieser Messung der eingehenden Kraft mit einer gleich starken aufsteigenden Kraft besteht. Daher sieht auch ein vollkommenes Kunstwerk dem anderen so zum Verwechseln gleich: der Parthenonfries, der Jenseheimer Altar, ein Sonett Shakespeares, die chromatische Fantasia, Harzreise im Winter; sie sind im Grunde doch alle nur immer wieder dasselbe Werk, aus tausend Quellen ewig derselbe Trunk. Wenn Kunstwerke sich von einander unterscheiden, danken sie's nur ihren Unzulänglichkeiten. Der Hauptunterschied ist, auf welcher Seite die Kraft nachläßt, ausläßt, ob reich stutender Eingebung der Widerstand fehlt, an dem allein erst die bewegte Welle sich zu kristalliner Kugel ballen kann, ob ihr der Eigensinn des Künstlers, Halt gebietend, fehlt oder ob umgekehrt hoher Eigensinn des Künstlers ohnmächtig bleibt, weil seiner bildenden Kraft nicht genug bildsamer Einsfall zugereicht wird: jenes werden